

Boris Schwitzer

Leonard Nelson und Platon – alter Wein in neuen Schläuchen?

Vortrag gehalten am 6.2. 2016 vor Mitgliedern der „Gesellschaft für Sokratisches Philosophieren (GSP)“ und Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Tagung

Wie kam ich zu ausgerechnet diesem Titel? Eines Tages im November brütete ich so über meinen Schulklausuren und sah plötzlich eine Mail von Horst¹ einflattern, in der er mich fragte, ob ich am Würzburger Wochenende den sokratischen Abend übernehmen könne. Ihr könnt Euch vorstellen, dass diese Mail nicht nur eine willkommene Abwechslung von den Korrekturbergen war, sondern eine besondere Freude, denn dies war auch die Möglichkeit, zu an der Philosophie interessierten Menschen zu sprechen, die aus ganz unterschiedlichen Lebens- und Berufskontexten kommen, aber eben auch einigen ausgewiesenen Nelson-Experten.

Von Horst um einen Titel und später einen kurzen Abstract gebeten, dachte ich nicht lange nach, sondern folgte sozusagen der Stimme meines Herzens: das soll heißen, dass ich mir selbst als Hörer von Vorträgen manchmal etwas provokante Titel wünsche, so ein bisschen „Pfeffer in die Suppe“.

So hatte ich also mit dieser Betitelung einfach einmal in den Raum gestellt, dass Nelson nicht nur Wesentliches von Platon übernommen habe, sondern sogar dies nicht in aller Deutlichkeit gesagt habe. Um mit dem letzten gleich anzufangen. Was immer man an Nelsons m.E. insgesamt beeindruckendem philosophischen Oeuvre kritisieren kann – er hat nie ein Geheimnis aus seinen Quellen gemacht, man muss fast sagen: das Gegenteil ist der Fall. Dies gilt in besonderer Weise von Jacob Friedrich Fries, als dessen Erbe er sich verstand, und es gilt ebenso von Platon, auf den er sich an mehreren Stellen seines Werkes explizit bezog. Darauf werde ich später auch noch eingehen.

1 Horst Gronke, stellvertretender Vorsitzender der GSP

Nimmt man einmal diese polemische Spitze meines Vortragstitels und der Ankündigung weg, so bleibt als Programm ein nüchterner Vergleich beider Philosophen nebst abschließender Bilanzierung. Nun haben beide Philosophen ein ganz umfassendes, facettenreiches Werk hinterlassen: Nelsons als „Gesammelte Schriften“ veröffentlichtes Werk umfasst neun umfangreiche Bände, bei Platon sind es sogar ganze neun Tetralogien.

Es muss also zunächst einmal geklärt werden, welche Aspekte denn nun genau verglichen werden können, haben sich doch beide Denker mit unterschiedlichen philosophischen Bereichen beschäftigt: Erkenntnisphilosophie, Ethik, Staatsphilosophie, Ästhetik, Pädagogik.

Ein Vergleich aller dieser Aspekte scheitert vor allem an zwei Gründen: Erstens würde dies viel fundiertere Kenntnisse voraussetzen, als ich sie besitze. Das zweite ist ein Grund in der Sache. Selbst wenn wir uns auf die Ethik beschränkten: beide differenzieren die Dimensionen des Ethischen. Bei Platon ist eine Ethik des einzelnen Menschen verknüpft mit der Staatslehre, bei Nelson gibt es Ethik, Rechtslehre und Politik, hier scheinen beide nicht so weit auseinander. Tatsächlich aber sind diese Themen bei Nelson in ein klar strukturiertes System eingebunden, während bei Platon diverse Themen an verschiedenen Stellen seines Werkes immer wieder aufgenommen und bearbeitet werden, Dialoge oft in Aporien enden und Positionen auch verändert werden. Man denke etwa daran, wie sich Platons Auffassung vom Wert der Gesetze von der „Politeia“ bis zu dem Spätwerk „Nomoi“ verändert hat.

Deshalb kommt m.E. nur eine Basis für den Vergleich in Betracht, nämlich die Erkenntnisphilosophie. An dieser Stelle nur ein Hinweis zu dem Begriff. Ich möchte nicht den Begriff „Erkenntnistheorie“ benutzen, weil die Erkenntnistheorie bzw. das, was Nelson dafür hält, Gegenstand seiner fundamentalen Kritik ist. Damit will ich ihm weder recht geben noch widersprechen, ich gehe einfach einen bequemeren Weg. Das gilt ebenso für eine begriffliche Alternative: So möchte ich auch nicht von „Erkenntniskritik“ sprechen. Natürlich steht Nelsons Philosophie ohne jeden Zweifel *auch* ganz deutlich in kritizistischer Tradition. Aber auch die immer

mit im Raum stehende Frage, ob die Philosophie Fries' und Nelsons den Ansatz Kants nun in seinem Sinne weitergeführt oder ob sie ihn substantiell modifiziert hat, habe ich hier nicht aufzugreifen. Auch dem möchte ich aus dem Wege gehen.

Der systematische Grund, die Erkenntnisphilosophien beider Denker zum Vergleich heranzuziehen, besteht darin, dass bei Nelson wie bei Platon genau hier der Ausgangspunkt für alle anderen philosophischen Überlegungen liegt.

Meinen Ausführungen habe ich folgende Gliederung zugrundegelegt:

1. Nelsons und Platons erkenntnisphilosophische Konzeptionen

2. Vergleich der Positionen und Prüfung der Ausgangsthese

Konkrete Vergleichsperspektiven:

- a) Die Methode des Philosophierens/Der Weg zur Erkenntnis
- b) Status und „Ort“ des Wissens
- c) Das Verhältnis Erkenntnis-Sprache-Gegenstand
- d) „seelisch-psychologische“ Wahrheitsindikatoren

3. Bilanz und Perspektiven

4. Forschungsinteressen

1. Nelsons und Platons erkenntnisphilosophische Konzeptionen

a) Nelson: Die (vermeintliche) Unmöglichkeit der Erkenntnistheorie und das System Regression/Deduktion

Ich möchte nun zunächst Nelsons für uns hier relevante Theoriestücke etwas ausführlicher vorstellen.

Nelsons Erkenntniskonzept geht ganz wesentlich auf eine sehr spezifische wissenschaftstheoretische Problemdiagnose zurück: unter dem Titel „die Unmöglichkeit der Erkenntnistheorie“ versucht er darzulegen, warum Erkenntnis innerhalb eines bestimmten Theoriekonzepts ein unlösbares Problem darstellt:

Um die Wahrheit einer Erkenntnis zu prüfen, bedarf es eines Wahrheitskriteriums. Dieses Wahrheitskriterium muss nun entweder selbst eine Erkenntnis sein oder eben keine Erkenntnis. Ist es eine Erkenntnis, so muss auch ihre Wahrheit erweisbar sein. Dies ist aber wiederum nur möglich durch Inanspruchnahme eines Wahrheitskriteriums.

Wenn das Kriterium andererseits keine Erkenntnis ist, so müssen wir dennoch in der Lage sein, es als Wahrheitskriterium zu erkennen. Aber auch dazu müssten wir schon über das Gesuchte verfügen.

Nelson führt seinen Nachweis der „Unmöglichkeit der Erkenntnistheorie“ noch aus anderer Perspektive: Gehen wir davon aus, dass eine solche Theorie *Erkenntnis* nicht voraussetzen darf, so muss sie zunächst von Begriffen ausgehen. Nun folgen aber aus bloßen Begriffen nur analytische Urteile, also Urteile, die aus der Zergliederung eines Begriff folgen. Damit ist aber für die Frage der Erkenntnis nichts gewonnen, denn wie sollen wir so feststellen können, ob beliebige Urteile Wahres aussagen, das über den bloßen Gehalt von bestimmten Wörtern hinausgeht; also wie soll aus bloßen Begriffen Erkenntnis entstehen? In den Worten Rudolf Hallers demonstriert Nelson im ersten Fall die „Antinomie des Wahrheitskriteriums“ und im zweiten Fall die „Antinomie der Analyse“.

Ich habe oben eine Klammer mit dem einschränkenden Wort „vermeintlich“ eingefügt, das möchte ich nun erklären: ich tat es nicht, um Nelsons Position im Vorfeld zu ironisieren oder zu diskreditieren. Vielmehr möchte ich darauf hinweisen, dass Nelson durch eine sehr spezifische Auffassung, was Erkenntnistheorie sei und leisten könne, zu seinen Befunden kommt. Belastet man aber Erkenntnistheorie nicht durch den exklusiven Auftrag, so etwas wie die objektive Wahrheit der Erkenntnis zu begründen, so bleiben ihr durchaus praktikable Arbeitsfelder, wie es etwa Piotr Waszczenko mit Blick auf Nelson formuliert hat: „Ist nicht die Aufgabe der philosophischen Wissenschaft von der Erkenntnis zunächst die Erörterung und Klärung des von Nelson doch anerkannten Faktums des Erkennens, also des Aktes des Erkennens, des Subjekts und Objekts des Erkennens, der Relation zwischen Inhalt und Objekt, letztlich also die Untersuchung des Erkennens selbst?“

Nun gibt es, folgen wir Nelsons Auffassung, ganz schlicht ausgedrückt, zwei Alternativen: entweder, wir geben das Projekt der Erkenntnis-„Klärung“ gleich wieder auf oder wir fragen nach Alternativen. Welches Angebot macht uns Nelson nun?

Ich will es einmal zunächst etwas salopp ausdrücken: Erkenntnis, so könnte man Nelson wiedergeben, ist für uns Menschen zunächst einmal überhaupt kein Problem. Es wird erst dann ein Problem, wenn wir aus einer bestimmten Perspektive nach der Erkenntnis fragen und sie im Grunde genommen erst dadurch zu einem Problem machen. Was ist gemeint? Ein zentrales Theoriestück dieser Philosophie ist der sogenannte „Grundsatz des Selbstvertrauens der Vernunft“. Was sich *ganz genau* dahinter verbirgt im Sinne von *was alles*, ist innerhalb von Nelsons Werk nicht ganz eindeutig, und die Forschung hat sich mit Nachdruck dieser Frage angenommen. Für unsere heutigen Überlegungen scheint mir folgende Lesart wichtig: Ich zitiere zunächst Jacob Fries, von dem Nelson diesen Gedanken übernommen hat: „Jeder Mensch hat das Vertrauen zu seinem Geiste, daß er der Wahrheit empfänglich und theilhaftig sey“.

Klären wir zunächst, was dieser Satz *nicht* heißen soll: gemeint ist nicht, dass alles, was wir so für wahr halten, auch wahr sei. Das ist keine Spielart der *Common-sense-Philosophie*, wie es z.B. Ernst Cassirer behauptet hat. Gemeint ist vielmehr eine grundlegende Struktur des Erkenntnisvermögens, das so, wie es ist, in bestimmten Fällen immer schon den Dingen ein An-Sich-Sein und Sachverhalten Wahrheit zuspricht. Wenn wir uns selbst in unserer menschlichen Erkenntnistätigkeit beobachten – und dieser Theorietyp geht davon aus, dass dies möglich sei – dann sehen wir, bei bestimmten Operationen des Geistes setzen wir die Existenz der Dinge und die Wahrheit der Sachverhalte immer schon voraus. Anders gewendet, wir zweifeln erst gar nicht an ihnen, Zweifel ist hier nur im Nachhinein und aus einer bestimmten Perspektive überhaupt erst möglich.

Schauen wir nun etwas genauer die Feinstruktur dieses Ansatzes an. Nelson folgt hier der Auffassung, dass sich Erkenntnis sprachlich immer in Urteilen artikuliert. Im Urteil werden Dinge im weitesten Sinne miteinander verbunden; „Die Erde ist eine Kugel“, „Mathematikunterricht ist anstrengend“, „Die Summe aller Winkel im Dreieck beträgt 180° “ usw. Vom Urteil aus gelangen wir nun zu weiteren Positionen Nelsons. Sie basieren erstens auf Nelsons Behauptung, dass unter den verschiedenen Arten von Urteilen ein bestimmter Typus zu finden ist, der für das Projekt der Erkenntnis-„Klärung“ eine besondere Rolle spielen kann. Bei der zweiten geht es um die Frage, ob und wie Urteile begründet werden können und müssen.

Betrachten wir zunächst den ersten Aspekt: wie auch immer sich Urteile noch klassifizieren lassen, für Nelson ist wichtig die Unterscheidung von sogenannten „problematischen“ und „assertorischen“ Urteilen. Von diesen beiden sind nur die assertorischen von Interesse, d.h. jene, die mit einem Wahrheitsanspruch einhergehen, die also behaupten, dass die in diesem Urteil vorgenommene Verbindung von Begriffen wahr sei. Nun drängt sich aber gleich die Frage auf, wie dieser Wahrheitsanspruch begründet werden kann. Wir können begründungstheoretisch sagen: das erfordert der „Satz vom Grunde“, der lautet: „Jedes Urteil bedarf der Begründung“. Wir können es aber auch etwas allgemeiner, ich bin fast versucht zu sagen: lebensweltlicher ausdrücken: wenn ein

beliebiger Gesprächspartner, eine beliebige Gesprächspartnerin die Wahrheit einer Aussage behauptet, so erwarten wir wie selbstverständlich, dass er oder sie prinzipiell dazu in der Lage ist, diesen Wahrheitsanspruch zu rechtfertigen. Diese Begründung kann nun nach Nelson auf zwei Arten geschehen: ein Urteil kann einerseits durch ein anderes Urteil begründet werden. Hier ist aber das Problem, dass diese Begründungsart keinen Abschluss finden kann, denn jedes begründende Urteil muss seinerseits begründet werden. Wenn aber an der Begründungspflicht festgehalten werden sollen, müssen sich Urteile anders rechtfertigen lassen, es muss irgendeine Erkenntnis herangezogen werden, um die Assertion zu begründen, die nicht selbst wieder ein Urteil ist und auch nicht sein kann, wenn gelten soll, dass die Assertion schon selbst Bestandteil von Urteilen ist.

Um nun zu der zweiten Frage zu gelangen. Für den konkreten *Gehalt* dieses Urteils muss das dann nach Nelson wiederum bedeuten, dass es seine Erkenntnis nicht aus dem Urteile verknüpfenden Verstand empfängt, da auch er an dem Postulat der „Leerheit“ der Reflexion festhält. Bei Nelson liest sich das so: „Die Reflexion kann wohl anderswo gegebene Erkenntnisse zergliedern und verdeutlichen, nicht aber selbstschöpferisch neue Erkenntnisse aus sich erzeugen. Das heißt, sie ist nur eine Quelle analytischer, nicht aber synthetischer Urteile.“ Anders gewendet: „Aus der Reflexion entspringt nur die *Form* des Urteils, der *Gehalt* des Urteils muß daher aus einer anderen Quelle entspringen“, wobei das Urteil den Gehalt einer nicht-urteilsartigen Erkenntnis sprachlich ausdrücken muss. Wie sehen also: auch im Bereich der assertorischen Urteile gibt es mindestens zwei Typen: die mittelbar assertorischen, deren Wahrheit in einem weiteren reflexiven, Schritt zu erhärten ist, und die unmittelbar assertorischen, die ihren Wahrheitsanspruch wegen ihres Bezuges auf eine nicht-urteilsartige Erkenntnis nicht erst begründen müssen, sondern immer schon begründet sind. Im Bereich der assertorischen Urteile gibt für Nelson es mindestens zwei Typen: die mittelbar assertorischen, deren Wahrheit in einem weiteren Schritt erhärtet werden müssen, und die unmittelbar assertorischen, die ihren Wahrheitsanspruch wegen Ihres Bezuges auf eine nicht-urteilsartige Erkenntnis nicht erst begründen müssen, sondern immer schon begründet sind.

Anders gewendet: Ein solches Urteil geht immer einher mit der Behauptung seiner Wahrheit und in eins damit mit der Behauptung der Existenz seiner Gegenstände. Wahrheit wird dem Urteil nicht erst im Nachhinein zugesprochen, sondern im Urteil präsentiert sich das Ausgesagte immer schon als Erkenntnis. Assertorisch-Sein heißt: mit einem Wahrheitsanspruch einhergehend und sagt daher nichts aus über die Frage, ob das Urteil in irgendeiner wahren Weise so etwas wie die „wirkliche“, die „Außen“-Welt erkennt. Wir müssen das unmittelbare Assertorisch-Sein zunächst einmal vielmehr als eine Art Modus, eine mögliche Eigenschaft von Urteilen begreifen. Die Vernunft verfährt dabei so, dass sie das von ihr Ausgesagte nicht in Zweifel zieht.

Bevor ich auf Nelsons Erläuterungen, was es nun genau mit diesen jetzt noch miraculösen Erkenntnissen auf sich habe, eingehe, möchte ich zunächst ein paar Sätze zu seiner Methode folgen lassen, um dann die erkenntniskritischen und die methodischen Fragen in ein gemeinsames Zeil einlaufen zu lassen.

Für unsere Suche nach Erkenntnis schlägt Nelson folgenden gnoseologischen Stufengang vor. Wir sollen beginnen bei unseren ganz konkreten, für wahr gehaltenen Einzelurteilen. Dies könnte sein, um ein an Nelsons Beispiele angelehntes Beispiel zu wählen: Nach einem schönen langen Abend in meiner Lieblingskneipe merke ich am nächsten Tag, dass ich – aus welchen Gründen auch immer – meine Jacke dort vergessen habe. Nun gehe ich zurück in diese Gaststätte, und siehe da, die Jacke ist weg. Wahrscheinlich bin ich ersteinmal verärgert, sei es auf mich, weil ich nicht aufgepasst habe, sei es auf den vermeintlichen Dieb meines Kleidungsstücks, jedenfalls dürfte mir ziemlich schnell der Gedanke in den Kopf kommen: Jemand hat die Jacke weggenommen. Nun sagt Nelson, dass allen Einzelurteilen allgemeine, sogenannte Grundurteile zugrundeliegen und sie ermöglichen. In unserem Fall könnte das der Satz sein: „Jede Veränderung hat eine Ursache“. Hier können wir gleich einen Blick auf Nelsons Methodenvorschlag werfen. Wie sollen, indem wir von den ersten Urteilen ausgehend immer weiter zurückgehen und aufdecken, was diese jeweils an allgemeineren

Aussagen voraussetzen, die letzten Urteile einer solchen Kette aufdecken. Dieses Verfahren nennt er „regressive Abstraktion“. Damit ist die Methode aber noch nicht vollständig beschrieben. Hier liegt nämlich ein grundsätzliches Problem. Denn ein und das selbe Urteil kann prinzipiell auch aus unterschiedlichen allgemeineren Urteilen abgeleitet werden. In unserem Beispiel könnte ich auch denken: Herrenlose Kleidungsstücke werden zum Fundbüro gebracht. Der Kellner fand in später Nacht eine Jacke, in der kein Name und kein Ausweispapier zu finden war. Also brachte er die Jacke zum Fundbüro. Natürlich können wir gleich einwenden: Das ändert aber nichts daran, dass auch bei diesem Entfernen der Satz „Jede Veränderung hat eine Ursache“ vorausgesetzt wird. Das ist richtig. Doch selbst in diesem klaren Beispiel – und nicht alle sind derart klar – können wir einerseits fragen, ob es nicht noch allgemeinere Urteile gibt, hier zum Beispiel: in der physischen Welt kommen Veränderungen vor. Die Frage ist also zunächst einmal, ob ein Grundurteil auch wirklich ein Grundurteil im Sinne eines abschließenden Urteils ist. Ein zweites Problem kommt hinzu: wir haben oben zugestehen müssen, dass Einzelurteile aus durchaus verschiedenen allgemeineren Urteilen geschlossen werden können. Und es spricht nichts dagegen, anzunehmen, dass unter diesen verschiedenen Urteilen auch mehrere Grundurteile sein können und wir genötigt sind, eine Auswahl zu treffen. Rein logisch betrachtet ist nämlich ein Grundurteil keine notwendige, sondern nur eine hinreichende Bedingung für ein konkretes Einzelurteil, worauf die Forschung bereits mehrfach hingewiesen hat. Wir haben nun also zwei Probleme: Wann ist ein Grundurteil ein Grundurteil und welches Grundurteil unter mehreren Kandidaten ist das für einen bestimmten Fall relevante?

Um nun die methodischen und die oben aufgeworfenen erkenntniskritischen Probleme zu lösen, macht uns Nelson folgenden Vorschlag: Er behauptet: Wir verfügen als Menschen immer schon über so genannte „ursprünglich dunkle Erkenntnisse“, die wir vielleicht am ehesten als eine Art Basisinventar unserer Vernunft bezeichnen können. Die uns hier interessierenden metaphysischen Erkenntnisse sind unmittelbar, d.h. hier vor allem: Sie sind sozusagen schon im Bereich meiner

Vernunft und müssen nicht erst durch eine wie auch immer geartete Reflexion „herbeigeholt“ werden und in eins damit sind sie im oben skizzierten Sinne unmittelbar assertorisch. Sie sind aber nicht „bewusst“, was hier heißen soll: ihr Gehalt, das, was sozusagen den „Inhalt“ dieser Erkenntnisse bildet, steht mir zunächst nicht vor Augen, darüber verfüge ich zunächst nicht, das ist genau das „Dunkle“ dieser Erkenntnis. Für die theoretische Seite unseres Problems gilt nun: ein Grundurteil ist genau dann wahr, wenn es eine ursprünglich dunkle Erkenntnis wiedergibt. Methodisch einzulösen ist das nach Nelson dadurch, dass wir uns bei der Auffindung der Grundurteile mittels der regressiven Abstraktion von dem von ihm so bezeichneten „Wahrheitsgefühl“ leiten lassen, von dem unterstellt wird, dass es sich immer dann einstellt, wenn eine valide Entsprechung von Grundurteil und ursprünglich dunkler Erkenntnis gegeben ist, wenn das Grundurteil eine solche dunkle Erkenntnis ins Urteil, in die Sprache bringen kann. Und dieses Gefühl ist für uns identifizierbar, weil wir unserem Denken sozusagen dabei zuschauen können, also durch eine Art „Selbstbeobachtung“, dass wir bestimmte Urteile für wahr halten. Diesen Schritt nennt Nelson „Deduktion“. Damit haben wir auch gleichzeitig die Antwort auf die Frage, wie denn die ursprüngliche Dunkelheit dieser Erkenntnis, die eben zwar unmittelbar, aber nicht evident ist, aufzuhellen sei: Das haben wir im Grunde schon getan, indem wir zu einem beliebigen Urteil durch eine längere Schrittfolge ein Grundurteil abstrahiert haben, dass dann auf dem bezeichneten Weg den erkenntniskritischen Ritterschlag durch Rückführung auf eine ursprünglich dunkle Erkenntnis ausgezeichnet wurde.

Was Nelson uns also grosso modo empfiehlt, ist: wenn wir schon keine widerspruchsfreie Theorie im Sinne von Nelsons Auffassung von Erkenntnistheorie zur Begründung von Wahrheitsansprüchen haben, dann sollten wir uns an unseren konkreten Verstandesgebrauch orientieren, an dem, was wir tatsächlich für wahr halten.

Nelsons Konzeption sieht sich einer Reihe von Einwänden ausgesetzt, die hier nur begrenzt in Zahl und Durchdringungstiefe angesprochen werden können. Ich beschränke mich auf die Problemkreise

Selbstbeobachtung, Psychologismus, Struktur des Wissen.

I. Wenn wir mit Nelson davon ausgehen, dass ein Grundurteil seine epistemologische Auszeichnung dadurch erhält, dass ein wie auch immer zu fassendes „Wahrheitsgefühl“ seine Auswahl bestimmt, dann hängt für die Theorie viel davon ab, ob es gelingt, ein solches Gefühl in einer Selbstbeobachtung überzeugend zu identifizieren. Ob allerdings die Ausarbeitung einer solchen Theorie nicht schon Prämissen zugrundelegen müsste, die erst grundlegend zu bestimmen eben die Fries-/Nelsonsche Theorie einen in ihren Augen alternativlosen Vorschlag macht, ist die eine Frage. Auch sollten m.E. diejenigen, die hierfür in einer elaborierten psychologischen Theorie die Voraussetzung erblicken, bedenken, dass es an anderen Orten in der Philosophie ebenfalls Bezugnahmen gibt auf außerlogische Sachverhalte, die man *grosso modo* als psychologisch bezeichnen könnte.

II. Psychologismus

An Fries und Nelson wird oft der Vorwurf des Psychologismus herangetragen. Damit ist hier gemeint, sie vermengten auf unzulässige Art und Weise logische Geltungsansprüche bzw. leiteten metaphysische Sätze aus psychologischen Prämissen ab. Das lässt sich so nicht halten, denn für Nelson ist genau dieser Unterschied theoriekonstitutiv: „Die logische Fundierung rationaler Wissenschaft ist hier die eine Seite, das Fürwahrhalten dieser Theorien unter der Annahme, dies stehe unter festen Gesetzen die andere.“

Doch kann dieser Glaube, das Fürwahrhalten insofern als „rationaler“ Glaube bezeichnet werden, da durch ihn die Vernunft überhaupt nur die Erkenntniskraft sein kann, die sie *de facto* ist. Damit ist freilich nur eine subjektive Rechtfertigung von Theorien geleistet, doch dürfen wir nicht übersehen, dass Nelson ja aus den genannten Gründen eine erkenntnistheoretische Begründung mittels Beweisen für unmöglich hält.

Diese Differenz von logischer Begründung theoretischer Annahmen und Rechtfertigung ihres Gebrauchs ist auch anderweitig anerkannt. So ist z.B. allgemein akzeptiert, dass die Gültigkeit logischer und mathematischer Sätze nicht von psychologischen Prämissen herzuleiten ist, sondern ausschließlich auf logischen bzw. mathematischen Sätzen beruht. Kein Logiker oder Mathematiker sagt uns aber, warum wir die Sätze *anwenden* und in der Welt erfolgreichen Gebrauch davon machen können; diese Frage fällt nicht in jene Wissenschaft selbst.“ (Andreas Brandt)

III. Struktur des durch Abstraktion/Deduktion gewonnenen Wissens

Nelson war offenbar der Auffassung, dass sich das auf skizzierte Weise zugängliche Wissen, ja die Philosophie überhaupt vollständig axiomatisieren ließe. Hier empfing sein Denken wesentliche Impulse durch seinen Freund und Fürsprecher, den Göttinger Mathematiker David Hilbert. „Ob seine eigene Theorie den Standardpostulaten einer Theorie gerecht wird, der Axiomatisierbarkeit der Grundurteile, der Widerspruchsfreiheit und der Vollständigkeit, kann nicht entschieden werden, da er seine Begründungstheorie nicht mehr vollständig ausführen konnte. „Andererseits mag es problematisch sein, diese wissenschaftstheoretischen Maßstäbe an Nelsons Begründungskonzept anzulegen, weniger aus Gründen des Anachronismus denn aus intentionalen Gründen. Wollte Nelson nicht eher den philosophischen Rahmen thematisieren, innerhalb dessen überhaupt erst Theorien entwickelt werden können?“ (Gisela Raupach-Strey)

Die Methode, nach der Nelson zur Erkenntnis gelangen will, nennt er die „sokratische“. Es ist in der Regel ein Gruppengespräch, und dessen wesentlichen Elemente, wenn auch von Gustav Heckmann und anderen weiterentwickelt, können wir hier in Würzburg aus nächster Nähe studieren. An dieser Stelle sei nur auf einige Aspekte hingewiesen: Es geht nicht um eine Belehrung, sondern der Gesprächsleiter, die Gesprächsleiterin hilft den Teilnehmenden, Wissen zu erlangen. Ebenso wenig beteiligt sich der Leiter inhaltlich an dem Gespräch und er beantwortet auch keine Fragen zu dem philosophischen Gesprächsthema, statt dessen hält er oder sie die Teilnehmenden zu eigenem

Denken, zum Gebrauch einer klaren Sprache, zur Begründung ihrer Aussagen an und trägt auch Sorge dafür, dass die Teilnehmenden einander verstehen, dass sie einen inhaltlichen Konsens anstreben und dass sie immer im Konkreten fußfassen.

b) Platon

Kommen wir nun zu Platon. Ich hatte oben schon darauf hingewiesen, dass dieser Philosoph ein sehr umfangreiches Werk hinterlassen hat. Ich möchte an dieser Stelle einen Hinweis auf die literarische Form dieses Werkes ergänzen: Es liegt nämlich fast ausschließlich in Dialogform vor. Das bedeutet zunächst einmal inhaltlich, dass Platons „Lehre“, wenn man sein Denken denn so verstehen will, nirgendwo als Ganze und nirgendwo in Form wissenschaftlicher Prosa vorliegt. Damit fehlt uns auch eine von ihm selbst autorisierte Einführung in seine Philosophie. Wie wir später noch sehen werden, hängt die Dialogform auch mit Platons Auffassung von Wissen und dessen Vermittlung zusammen.

Kommen wir ohne Umschweife zu den uns hier besonders interessierenden Fragen der Erkenntnis. Diese wie jede andere Frage von Belang hängt bei Platon untrennbar mit seiner „Ideenlehre“ bzw. „Ideenannahme“ (Wolfgang Wieland), sei es in der „Chorismos“-, sei es in der späteren dialektischen Variante des „Sophistes“, zusammen. Ideen sind hier das einzige, was überhaupt im engeren Wortsinn erkannt werden kann. Als misslich könnten wir nun empfinden, dass ausgerechnet die Ideen dem konkreten Menschen, der, verknüpft mit einem empirischen Körper auch Teil einer empirischen Welt ist, gar nicht direkt zugänglich sind. Dennoch haben sie in diesem Leben eine wichtige Funktion auch für uns: Sie sind nämlich so etwas wie der Urgrund all dessen, was uns in der Welt begegnen kann und was wir hier, allerdings immer in einem defizienten Modus, erkennen können. Was ist gemeint: Warum erkennen wir ein Pferd als Pferd? Weil wir in ihm die Idee des Pferdes erkennen können, das Wesen des Pferdes, das, was jedes Pferd zu einem Pferd macht. Das nennt Platon das „Eidos“. Bis hierhin scheint kein Problem zu bestehen, schwierig wird es, wenn

wir fragen, woher wissen wir denn von diesem Wesen des Pferdes. Zunächst würde man sagen: kein Problem, wir sammeln möglichst viele Exemplare von Pferden und schauen dann, welche Kriterien wir aus ihnen allen abstrahieren können, die für alle Pferde gelten, und dann haben wir das Gesuchte. Genau das geht aber – laut Platon – nicht. Denn ich muss schon im Vorfeld wissen, dass ein beliebiges Tier auch wirklich unter das fällt, von dem ich möglichst viele Exemplare bekommen möchte, um sie auf der Suche nach Identischem vergleichen zu können. Wenn das stimmt, dann müssen wir auch zugestehen: Dieses Wissen muss uns auf irgendeine Weise schon zugänglich sein und kann auf keine Art empirisch erworben werden.

Nun bahnen sich hier aber zwei Missverständnisse an: Es hieße Platon erstens falsch zu verstehen, wenn wir die Ideen nur als so etwas wie Urbilder von Erscheinungen verstünden, deren Sein in irgendeiner Weise von den Dingen und Handlungen abhinge. Das Gegenteil ist der Fall: Die Ideen haben ihr eigenes, unabhängiges, ungeschaffenes, unveränderliches, unteilbares und allumfassendes Sein. Und nicht nur das: Die Ideen befinden sich an einem Ort, einer anderen Sphäre – wir sind nicht mit den Ideen in einer Welt. Zweitens verdanken nicht nur konkrete, empirische Gegenstände ihr Sein und ihre Gestalt den Ideen, sondern auch Abstracta. Gerechtigkeit, Wahrheit, Schönheit, was das sei, das sind Themen platonischer Dialoge. Jedes Einzelne, von dem ich sage, es sei gerecht oder schön oder wahr, hat in Platons Denken Teil an der Idee der Gerechtigkeit oder der Idee der Wahrheit oder der Idee der Schönheit.

Unter den Ideen gibt es nun eine ganz besonders ausgezeichnete, nämlich die „Idee des Guten“, an der alle Ideen teilhaben und die als so etwas verstanden werden kann wie die „Idee der Idee“. Was wir uns darunter vorstellen sollen, versucht Platon im Sonnengleichnis, zu erläutern, das wir neben dem Höhlengleichnis und dem Liniengleichnis in der „Politeia“ finden: Die Sonne erfüllt zweierlei Funktionen: Zum einen schafft sie gewissermaßen den Gesichtssinn, indem sie es ihm ermöglicht, zu sehen. Zum anderen schafft sie insofern das Sichtbare, als dass es ohne die Sonne nicht gesehen werden könnte. „Ohne das Sonnenlicht gäbe es also weder das Sehen noch die Gegenstände dieses

Sehens. Die Idee des Guten ist also auf der einen Seite die Ursache für die Ideen der Dinge, durch die sie erkennbar sind. Sie sind aber ebenso Ursache für die Dinge, die auf diese Weise der wahren Erkenntnis zugänglich sind.“ (Römpp)

Wie Wissen und Sein miteinander zusammenhängen, erfahren wir im Liniengleichnis: Platon unterscheidet zunächst einmal hinsichtlich des ontologischen Status': hier haben wir auf der einen Seite des Welt des Werdens, das ist die dingliche Welt des Sichtbaren, des Vorstellbaren und des sinnlich Erfahrbaren, das immer einem Wandel unterworfen ist. Dem steht die Welt des Seins und des Seienden gegenüber, die Welt der Ideen und Urbilder, des Denkbaren und Erkennbaren, nur geistig Erfassbaren. Diese Einteilung korrespondiert nun mit spezifischen Zugangsweisen zu den jeweiligen Dingen: Über die Welt des Werdens ist überhaupt keine Erkenntnis möglich, hier können wir nur Vermuten oder Glauben („Doxa“). Nur beim Denkbaren und Erkennbaren ist ein Wissen („Episteme“) möglich, und zwar Verstandesgewissheiten bei den Wissenschaften im engeren Sinn wie der Mathematik und Vernunfteseinsichten bei den Ideen.

Systematische Vergleichsperspektiven

a) Die Methode des Philosophierens/Der Weg zur Erkenntnis

„Wirklich besteht die reine Durchführung der Methode der Vernunftkritik in nichts anderem als in der wissenschaftlichen Vertiefung und Ausführung des Grundgedankens der alten ‚sokratischen Methode‘ [...]“ (Nelson)

„pro“:

- Maieutik durch ein Prüfungsgespräch, in beiden Fällen soll durch Fragen das Wissen in uns aufgedeckt werden und hier wie dort gibt es kein Wissen, das einfach mitgeteilt wird, was

nicht verwundert, denn Nelson beruft sich hier ausdrücklich auf Platon

- Davon ausgehend, können wir eine weitere Ähnlichkeit feststellen:
- Dieses Hervorbringen des Wissens wird bei Platon in zwei Varianten gedacht: neben der Dialektik steht die Anamnesis, die „Wiedererinnerung“: In seiner Bildsprache hat die unsterbliche Seele die Ideen selbst schon geschaut, bevor sie in den menschlichen Körper „eingepflanzt“ wurde. Und die dort gewonnenen Einsichten sind es, die im Erkennen reaktiviert werden können. Damit gibt uns Platon keine methodische Alternative zur Dialektik an die Hand, denn weder im Dialog „Menon“, wo die Anamnesis-Lehre eingeführt wird, noch an anderer Stelle lässt er Sokrates von dem Prüfgespräch abweichen. Aber wir erfahren sozusagen etwas über die Genese unseres Wissens, und Nelson hat dieses Platonische Philosophieelement sehr geschätzt und seinen Grundgedanken gewürdigt, auch wenn er natürlich den Mythos von der Seelenwanderung nicht übernehmen konnte.

- „Die Ahnung der richtigen Lösung dieses Rätsels finden wir schon bei Platon, in seiner Lehre von der Wiedererinnerung, die nur eine Fortentwicklung der sokratischen Lehre bedeutet, wonach es für den Philosophen darauf ankomme, nicht sowohl sich das philosophische Wissen zu erwerben, als vielmehr sich zum Bewusstsein zu bringen, was er bereits weiß.“ (Nelson)

„contra“:

- Die genaue Durchführung 1: die Rolle des Gesprächsleiters; Sokrates' Praxis folgt eindeutig nicht immer einheitlichen Regeln und er nimmt vielfach mehr oder minder stark Einfluss auf den Gesprächsverlauf; hier ist nicht nur die „Ironie“ gemeint, sondern auch seine Art der Zuspitzung von Argumenten, seines Lockens auf Irrwege, des argumentativen Mäanderns, des Abschweifens, des Einflechtens von Anekdoten und seine mitunter ungeklärte Rolle im

Dialog (z.B. Kratylos)

- Die genaue Durchführung 2: Dieses Verhalten des Sokrates als Gesprächsleiter lässt den Schluss zu, dass hier nicht nur persönliche Züge des Protagonisten zum Ausdruck kommen, sondern dass Platon seiner Elenktik, dem Prüfgespräch, auch keinen festgefügt, philosophisch begründeten Stufengang zugrundelegt. Das ist bei Nelson mit den gnoseologischen Elementen Urteil-Grundurteil-UdE und den Schritten Regressive Abstraktion und Deduktion ganz anders.

„*contra*“:

- Dialektik: Gemeinsames Sprechen. Damit soll es möglich sein, „ohne jede Wahrnehmung nur mittels der Rede auf das, was jedes ist, zuzugehen“. Wichtig hier: Die Dialektik, das gemeinsame Sprechen zur Erkenntnis der Wahrheit hat immer das Eidos der Dinge, das „was ist etwas“- zu erfassen, während bei Nelson zwar Wirkliches erkannt wird, aber die Erkenntnis unterscheidet nicht zwischen Wesens- und anderer Erkenntnis, in sie gehen theoretisch keine Strukturmomente des Seienden ein. Man könnte die These sogar noch zuspitzen: bei Nelson hängt wahre Erkenntnis wesentlich vom Erkenntnissubjekt ab, bei Platon von der Frage, ob an dem Erkannten selbst das Wesen getroffen wurde oder nicht und dass, wenn nicht, auch schon gar nicht mehr von Erkenntnis gesprochen werden dürfte, sondern von Meinung.

„*contra*“:

- Aus dem bei beiden Denkern unterschiedlich gedachten Verhältnis von Sein und Erkenntnis folgen auch unterschiedlichen Auffassungen von den Graden der Erkenntnis. Bei Nelson

liegt das Kriterium der Erkenntnis in der Vernunft: Was auch immer an einem beliebigen Gegenstand von einem Menschen überhaupt erkannt werden kann, das ist der Vernunft zugänglich.

Platon: Ganz allgemein: Dialektik nur der zweitbeste Weg, denn der direkte Zugriff auf die Ideen ist dem Menschen verwehrt, weil ihm der Weg durch seine Verbindung mit der sinnlichen Welt verlegt ist. Konkret z.B. im Gespräch können wir einen Konsens erzielen, aber immer mit den ganz konkreten, bestimmten Menschen vor Ort. So ist es möglich, dass man im nächsten Prüfgespräch mit anderen Menschen und unter anderen Umständen zu anderen Befunden kommt.

b) Status und „Ort“ des Wissens

„pro“:

- Wissen liegt in uns selbst, es kann nicht vermehrt und nicht als eine Art „Beute“ von „draußen“ mitgenommen werden, sondern nur aus uns „herausgeholt werden“.

c) Das Verhältnis Erkenntnis-Sprache-Gegenstand

„pro“:

- Die Erkenntnis bezieht sich in beiden Fällen auf Wirkliches bzw. Seiendes: Bei Platon ist dies systematisch bedingt: Wahre Erkenntnis *kann* sich *nur* auf Wirkliches beziehen; bei Nelson kann man (ebenso wie bei Kant) sagen: wie sehr auch Erkenntnis subjektiv strukturiert ist, sie bleibt immer auf ein Wirkliches bezogen:
 - „Die Beziehung auf etwas, was nicht selbst Inhalt der Erkenntnis ist, sondern von dem Erkenntwerden unabhängig existiert, diese Beziehung ist dem Begriff des

Erkennens wesentlich, und das Recht ihrer Annahme leugnen wollen, hieße: die *Tatsache* des Erkennens selbst leugnen“ (Nelson)

- „Was uns die Selbstbeobachtung als ursprünglich in jeder Erkenntnis als solcher enthalten zeigt, das kann nicht durch die Annahme eines Abstraktionsaktes erklärt werden, und so verhält es sich mit der Assertion der Gegenständlichkeit des beim Erkennen Vorgestellten. *Das Problem, wie zu der Subjektivität des Erkennens der Gegenstand hinzukomme, ist also für eine richtige Selbstbeobachtung gar nicht vorhanden*“ (Nelson)

„*contra*“:

- Was genau das sein soll, kann man nie sagen, Objektivität scheint manchmal bei Nelson so gedacht, dass es eine Art Modus des Erkannten ist. So oder so: was immer genau darunter fällt, es gibt auch bei Nelson etwas, was vom Erkanntwerden unabhängig ist, auch wenn wir darüber vom Erkannten direkt keine weiteren „Informationen“ einholen können; inhaltlichen Erkenntniszugewinn haben wir hier nur insofern, als wir erkennen können, wie wir als Erkenntnissubjekte das als wirklich Gedachte in unseren Urteilen strukturieren.

„*contra*“:

Wahres Wissen lässt sich bei Platon nicht in eine definitive sprachliche Gestalt bringen:

- „Denn es steht damit nicht so wie mit anderen Lehrgegenständen: es lässt sich nicht in Worte fassen, sondern aus lange Zeit fortgesetztem, dem Gegenstand gewidmeten wissenschaftlichen Verkehr und aus entsprechender Lebensgemeinschaft tritt es plötzlich in der Seele hervor wie ein durch einen abspringenden Funken entzündetes Licht und nährt sich dann durch sich selbst“ (Siebter Brief)
- Dies ist in der festgefügtten schriftlichen Darlegung nicht möglich (Schriftkritik auch in

„Phaidros“); hier ist veränderliches Vorverständnis in Rechnung zu stellen, „die Schrift weiß nicht, zu wem sie spricht“

- Bei Nelson geht schon aus der Konzeption von GU-udE ein anderes Verständnis notwendig hervor: Wenn das GU eine UdE wiedergeben kann und deren Gehalt auf keine andere Weise aufgeheilt werden kann, dann muss die Sprache im Horizont unseres Erkenntnisbereichs wahrheitsfähig sein
- Auch bemüht sich Nelson nicht wie Platon, die philosophischen Probleme aus immer neuer Perspektive und Gewichtung zu beleuchten, ihm geht es vielmehr darum, die philosophischen Erträge eindeutig, umfassend und in klarer Diktion darzulegen

„contra“:

Begriffe:

- Platon kennt eine Wahrheit der Benennung von Gegenständen, die von deren Eidos ausgehen können, in dem Dialog „Kratylos“ wird genau über die Frage nachgedacht, ob einzelne Worte etwas von dem Eidos des Bezeichneten wiedergeben können oder ob sie es müssen, ob es so etwas wie die „richtige“ oder „natürliche“ Bezeichnung der Dinge gebe
- bei Nelson spielen die Begriffe zwar auch eine Rolle bei der Erkenntnis, aber nur als Teil von Urteilen, die eine Wahrheit ausdrücken, die erst gewonnen werden müssen. Die sprachliche Gestalt, in der Wahres ausgedrückt wird, ist das „deduzierte“ Grundurteil und nicht der einzelne Begriff.
„Wir gelangen zu den Begriffen nur durch Abstraktion von irgendeinem Stoff der Erkenntnis wirklicher Gegenstände“

d) *seelisch-psychologische Wahrheitsindikatoren*

„*pro*“:

- Bei Nelson gibt es das „Wahrheitsgefühl“, das bei Fries noch weniger verfänglich als ein nicht-reflexiver Akt der Urteilskraft beschrieben wurde

Bei Platon: wie ein Funke ein plötzlich sich einstellendes Verstehen – da dieses Verstehen nicht als Ergebnis der Plausibilität des Gedankens beschrieben wird und das Erkannte ebenfalls nicht sprachlich ausgedrückt werden kann, könnte man dies auch dies als eine Art Gefühl bezeichnen, als eine sich plötzlich einstellende, sehr spezifische Intuition.

„*contra*“:

- Allerdings scheint bei Platon nicht ganz klar, wo der Ursprung dieses „Gefühls“ sozusagen lokalisierbar ist: Ist es das Wissen selbst, das hier in den Menschen ausstrahlt und dort etwas auslöst, oder ist es unsere Vernunft, die ein bestimmtes Wissen aus sich selbst heraus mit einem spezifischen Indikator, dem Wahrheitsgefühl, ausstattet?

3. *Bilanz und Perspektiven*

Im Bewusstsein des grundsätzlichen Problems, das „Innovationspotential“ einer Philosophie zu bestimmen, möchte ich zur Diskussion stellen, ob folgende Aspekte auf Innovation hindeuten:

- „Innovation“ im Vergleich zu Platon:

- Präzisere methodische Anleitung und Durchdringung einiger Theoriestücke
- Nelson setzt viel radikaler Platons Aufruf um, „für die Seele“ zu sorgen, indem er, fußend auf seinen theoretisch-philosophischen Überzeugungen, systematisch ausgearbeitete Beiträge zu Politik, Ethik, Rechtslehre und Pädagogik vorlegt
- Ich halte neben anderem trotz aller Kritik in der Forschung das Theoriestück um das „Wahrheitsgefühl“ für eine philosophische Perspektive.

Die Begriffe „Selbstbeobachtung“ und „Wahrheitsgefühl“, die, wie dargelegt, immer wieder Gegenstand heftiger Kritik sind, tragen den Grund ihrer Kritik insofern in sich, als sie wie selbstverständlich als Begriffe und Phänomene aufgefasst werden, die nicht der Philosophie zuzuordnen sind, sondern einem mehr oder minder genau bestimmten „Außenbereich“, der Psyche, der Seele entstammen, die per se als Gegenstände einer anderen Wissenschaft zu bezeichnen sind und die daher erstens nichts zur Philosophie beizutragen haben und die zweitens auch aus der heutigen Perspektive ihrer Referenzwissenschaft, der Psychologie, unter Vorbehalt stehen. Wäre nicht der Versuch philosophisch zu rechtfertigen, das „Wahrheitsgefühl“ näher zu analysieren als Teil einer philosophischen Theorie des Menschen, die eben die Psyche noch nicht ausgeklammert hat und als Teil der Erkenntnis in einem erweiterten Verständnis von Erkenntnis auszuweisen?

- In diesem Sinne halte ich ferner Teile des Nelsonschen Ansatzes des Weiteren für eine Innovation, weil es ein innerhalb des platonischen Konzeptes zentrales Element, nämlich die Intuition im Sinne des „Funkens“ im Siebten Brief, der die Dialektik situativ abschließt, aufnimmt und methodisch verfügbar macht.

4. Forschungsinteressen

Schon dieses unvollständige Tableau von Aspekten gibt einen Eindruck davon, dass der Nelson-Interpretation beachtliche Aufgabenfelder bleiben. Meine eigene Forschung, soweit man davon reden kann, da mich schulische, familiäre und Ausbildungsaufgaben in schöner Regelmäßigkeit vom Schreibtisch wegkatapultieren, dreht sich u.a. um folgende Punkte:

1. Das Problem der Assertorizität:

Hier geht es vor allem um das komplexe Problem, wie es plausibilisiert werden kann, dass eine Urteilsassertion als eine Erkenntnis im Vorfeld betrachtet wird.

Dabei möchte ich ausgehen von Husserl, indem ich z.B. untersuche, inwieweit die Versprachlichung einer „ursprünglich dunklen Erkenntnis“ analog der von ihm so bezeichneten „anschaulichen Erfüllung“ als eine Art *reflexiver* Erfüllung interpretiert werden kann. Damit zusammen hängt die Frage, ob und wie solche assertorischen Urteile und Vorstellungen im Gegensatz zu apodiktischen und als eine Art prototypischer Vorlage für epistemologische und ontologische Prinzipien dienen können. Dabei interessiert mich auch, inwieweit Platons Sonnengleichnis und die Idee des Guten dabei zur Interpretation herangezogen werden können.

2. Wissen und Erkennen

Auch unter dieser scheinbar lapidaren Überschrift verbergen sich freilich komplexe Fragestellungen, u.a.:

Wie ist es z.B. zu verstehen, dass etwas zunächst Amorphes nicht nur überhaupt ausgesagt werden , sondern das die Behauptung damit einhergehen kann, die sprachliche Gestalt entspreche diesem Dunklen? Dies könnte nicht nur etwa als spezielle Variante des Methexis-Problems interpretiert werden.

Mir scheinen davon abgesehen insbesondere Platons Dialoge „Kratylos“ (Gibt es eine richtige Bezeichnung der Dinge?), „Theaitetos“ (Was ist Wissen?) und „Sophistes“ (Über Sprache, Dialektik und Nicht-Seiendes). Um ein Detail herauszugreifen: Das philosophische Problem, in der regressiven Abstraktion und der Deduktion das adäquate Grundurteil zu finden, könnte ausgehend von den „Wachsblock-“ und „Taubenschlagmodell“ im Theaitetos neu interpretiert werden.

3. Zur Methode

Ein drittes Interesse besteht darin, die eigentliche Methode, die wir im Laufe des weiteren Tages erproben wollen, um ein Theoriemoment der von Ulrich Oevermann konzipierten „Objektiven Hermeneutik“ und ihrer sogenannten Interpretations-„Kunstlehre“, erweitern.

Die Husserl- und Platonkenner unter uns werden vielleicht die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, aber ich gestehe es: ich verwende deren Ansätze vor allem Ausgangspunkte eigener Fragestellungen und nicht als monographische Vertiefungen. Und nein, bis auf die Inkorporierung der Objektiven Hermeneutik in die neo-sokratische Methodenarchitektur kann ich leider noch nicht mit nennenswerten Ergebnissen aufwarten. Die meisten diesbezüglichen Gedanken befinden sich noch in der philosophischen Variante von Abrahams (großem) Wurstkessel.